

Aber mit diesen Angaben ist das Trostlose der Situation noch keineswegs erschöpft. Denn nirgendwo ist die Gesamtzahl der Priester in der Seelsorge eingesetzt. Es gibt da Alte und Kranke, es sind da jene, die in den Schulen, in der kirchlichen Verwaltung und anderen besonderen Aufgaben arbeiten. Dazu kommen in den lateinamerikanischen Gebieten noch die riesigen Entfernungen. Es gibt Seelsorgsbezirke, die unseren Diözesen entsprechen. Im Inneren Uruguays zum Beispiel finden wir Siedlungen, die so weit entfernt sind, daß sie nur alle fünf Jahre einen Priester zu Gesicht bekommen.

Selbst wenn man das Verhältnis: ein Priester auf 2000 (also nicht 1000) Seelen als Normalfall ansetzen wollte, würden in Lateinamerika 100 Millionen katholische Christen ohne Seelsorger leben. Die Folgen für die praktische Frömmigkeit, für Ehe und Familie sind bedenklich. Der Sakramentenempfang ist oft spärlich, kirchliche Eheschließung häufig vernachlässigt. Es ist unter diesen Umständen fast ein Wunder, daß eine gewisse katholische Grundhaltung überall noch vorhanden ist. Nicht zu verwundern ist es freilich, daß mancherorts der Glaube vom seltsamsten Rankenwerk des Aberglaubens durchwachsen ist. Die größte Gefahr droht heute aber von seiten der mit Macht und großen Mitteln einsetzenden Propaganda nordamerikanischer Religionsgemeinschaften. Daß da manche religiös ausgehungerte schlichte Seele das Brot des Wortes Gottes aus der Hand entgegennimmt, die es ihm bietet, gleichviel wessen diese Hand sei, ist nur zu verständlich. Der Vormarsch des Protestantismus hat sich in den letzten Jahrzehnten erstaunlich beschleunigt: 1925 zählte Lateinamerika nur 708000 Protestanten, heute sind es 4700000. Die protestantische Werbung verfügt unter anderem über den mächtigsten Rundfunksender Südamerikas. Er wurde in Quito, auf 2800 Meter Höhe errichtet, und jetzt geht die Rede, man denke daran, die rund 10000 Missionsprediger, die Ostasien verlassen mußten, in Lateinamerika zu verwenden. (Vgl. L'Osservatore Romano vom 13. März 1952 Nr. 62 S. 3.)

*Sozialer Notstand in Lateinamerika.* Das religiöse und Seelsorgsproblem in den amerikanischen Ländern lateinischer Zunge wird noch verwickelter durch die Schärfe sozialer und kultureller Gegensätze. In einigen wenigen Riesenstädten wie Sao Paulo, Buenos Aires und Rio de Janeiro herrscht modernstes Weltstadtfieber mit Wolkenkratzern, Banken, Geschäften oder auch Industriebetrieben. Sao Paulo verschickt jährlich aus seinem Hafen de Santos unter anderem eine Million Hemden und anderthalb Millionen Autoreifen. Die neuen Fordwerke dieser Stadt werden binnen kurzem mit einer jährlichen Erzeugung von 30000 Kraftwagen aufwarten können. Und hinter diesen Städten liegt unendlich das Land, größtenteils unerschlossen oder doch nur dünn besiedelt. Die Städte stehen in der nervösen Problematik des 20. Jahrhunderts und ihr Hinterland noch auf der Stufe der Conquistadorenzeit. Aber schlimmer noch als dieser Gegensatz ist jener zwischen arm und reich. Wenige Besitzende, viele Habenichtse. Das klingt fast unglaublich in einem Erdteil voller Bodenschätze und einem spärlich besiedelten üppigen Fruchtländ. Aber aus den gewaltigen Ölvorkommen in Venezuela zum Beispiel, deren Ertrag nach dem der U.S.A. und Rußlands an dritter Stelle steht, zieht nur die Regierung und rund 25000 Industrielle wirklichen Vorteil. Die Ölgesellschaften haben in den letzten 25 Jahren wohl rund 600000 Dollar für neue Werkanlagen ausgeworfen, waren aber nicht im entsprechenden Verhältnis auf den sozialen Fortschritt des Landes bedacht.

Noch schlimmer liegen die Dinge in den ländlichen Gegenden. Es gibt da private Riesenbesitzungen mit einem Flächeninhalt von Hunderten Quadratkilometern. In Bolivien zum Beispiel leben zweieinhalb Millionen Menschen auf einem Grund und Boden, der Eigentum von nur 80000 Herren ist. In der Provinz Buenos



Aires (Argentinien) gehören zwei Drittel des Landes nur etwa 1000 Besitzern; jedem von ihnen 5000 und mehr Hektar. Im Inneren, weiter nach Norden, teilen sich 1800 Grundherren in eine Landmasse so groß wie Italien, Belgien, Holland und Dänemark zusammen. Chile hat mehr als vier Millionen Einwohner, aber seine Erde ist Eigentum von nur 80000 Bevorrechteten. Neben den eleganten Villen der reichen Grundbesitzer liegen die feuchten und ungesunden Hütten des Landproletariats. Dessen Lebensstandard ist oft erschreckend tief. Ein Missionar, der unter diesen Armen arbeitet, berichtet: In den letzten drei Monaten habe ich fünf Frauen begraben, alle unter dreißig und alle an Erschöpfung gestorben. Schlimm steht es auch in den Großstädten. Auch hier der grelle Gegensatz zwischen ungeheurem Vermögen und nacktem Elend. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß der Kommunismus auf Südamerika setzt. Er sieht dort eine gefährliche Saat aufgehen und hofft auf eine reiche Ernte in nicht allzu ferner Zukunft. Die lateinamerikanische Landmasse und ihre Völker wären in sich betrachtet schon eine ungeheure Beute für ihn, aber als Aufmarschgebiet gegen das Kernland des Weltkapitalismus, die Vereinigten Staaten, noch ungleich wertvoller. (Vgl. *L'Osservatore Romano* vom 19. März 1952, Nr. 67 S. 4.)

*Nordafrikanisches Proletariat in Frankreich.* Über Zahl und Situation der Arbeiter nordafrikanischer Herkunft in Frankreich bringt der „*Esprit*“ vom Februar 1952 (S. 219 ff.) einige aufschlußreiche Beiträge.

Während M'Hamed Ferid Ghazi den gegenwärtigen Bestand nordafrikanischer Zuwanderer in der französischen Republik auf rund 600000 Algerier, 180000 Marokkaner und 20000 Tunesier schätzt, kommt eine andere sich auf amtliches Material stützende Berechnung auf nur 350000, darunter 15—20000 Marokkaner und 5—10000 Tunesier. Nach beiden Aufstellungen bilden die Algerier die Hauptmasse.

Über ihre Lage sagt M'Hamed Ferid Ghazi unter anderem: Die nordafrikanischen Auswanderer sind in doppeltem Sinne Proletarier, einmal wirtschaftlich und sozial, und hierin gleichen sie der Masse des europäischen Proletariats; zum andern, und das vor allem, kulturell, weil sie den heimatlichen Sitten, Lebensformen, Ideen und Glaubensmeinungen völlig entfremdet werden. Und das Proletariersein in diesem zweiten, moralischen Sinne, macht das wirtschaftliche und soziale noch verwickelter als es an sich schon ist und vertieft dessen Elend und Absonderung (220).

Aber auch rein sozial gesehen ist der afrikanische gegenüber dem französischen Arbeiter im Nachteil. Sogleich nach seiner Ankunft in Frankreich beginnt für ihn eine Folge trüber Erfahrungen. Er gerät in Konflikt mit einer gebildeten, rationalisierten und für sein Empfinden heuchlerischen Gesellschaft. Wenn er den Mut hat auszuharren, muß er eine fürchterliche Probezeit bestehen. Es kann ihm zustoßen (ähnlich wie den Negern in USA.), daß man ihm kein Zimmer gibt, weil er ein Afrikaner ist. Gewährt man ihm das Almosen einer Mansarde, muß er oft doppelten oder dreifachen Preis bezahlen. Die Leute halten ihn zum besten, beschimpfen ihn, die Masse der Weißen verachtet ihn, die Kaufleute betrügen ihn (229).

Und selbst wenn er sich eingelebt und eine ständige Arbeitsstelle gefunden hat, muß er vor seinen weißen Genossen zurückstehen. Sogar die Algerier, die amtlich als „französische Bürger“ zählen, erhalten für ihre in Afrika zurückgebliebenen Familien nicht die ortsübliche Zulage, sondern sehr viel weniger und das obwohl sie zu einem doppelten Haushalt gezwungen sind. So erhält zum Beispiel ein französischer Arbeiter mit 3 Kindern 13350 französische Francs Familienzulage, ein Algerier nur 5625 (227). Kein Wunder, daß es unter den Nordafrikanern